

# Der Brückenbauer: Pascal Klein, dipl. Bauing. ETH, Schwerzenbach

Autor(en): **Grether, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **117 (1999)**

Heft 51/52

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-79833>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Brückenbauer

Pascal Klein, dipl. Bauing. ETH, Schwerzenbach

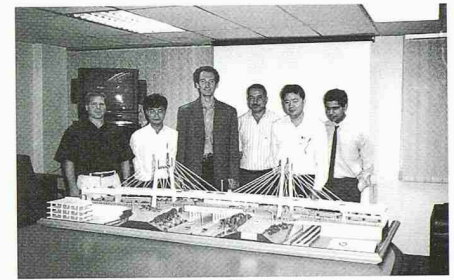
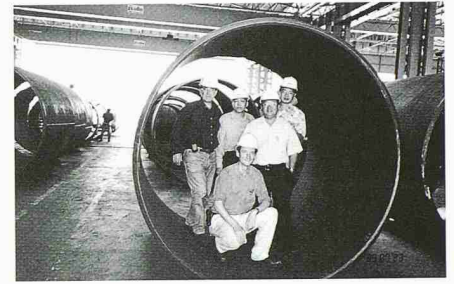
**Von einem, der Bauingenieurwesen studierte und sich danach mit Hartnäckigkeit und Ausdauer daran machte, eine Stelle zu finden, die ihm die Wunschziele Vorspannung, Brückenbau und Ausland bot.**

Dass er an der ETH studieren würde, war eigentlich bald klar, da er stark in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern war, zu den Sprachen den Bezug jedoch eher nur in grammatikalischer Hinsicht fand. Zwar war da seine Mutter, die ihm, von seinem künftigen Schicksal abratend, das Schreckbild der ETH-Absolventen vormalte: Langweilige und dämliche Personen mit einem eklatanten Mangel an Sozialkompetenz. Ihre harte Meinung erweichte sich zufälligerweise dank ihrer vorübergehenden Beschäftigung in einem Sekretariat der Abteilung II etwas, so dass von diesem Erlebnis an zumindest die Studienrichtung Bauingenieurwesen vom Makel der Langeweile und Dämlichkeit um ein Weniges befreit war.

Wie auch immer, wir rästelten bei unserem Gespräch nur über die Gründe, die Pascal Klein (1966) zu seinem Studium bewegen hatten, so dass anstelle der nicht vorhandenen Zweifel an der Richtigkeit seines Vorhabens wenigstens diese Anekdote dargeboten sei. Weshalb aber studierte er denn wirklich an der Abteilung II? Nun, ein Bauingenieur könne im Vergleich etwa zu einem Wissenschaftler eben auch ohne überdurchschnittliche Qualifikationen interessante Stellen finden. Zu diesen Vorteilen gesellten sich die Aussichten auf eine Arbeit im Ausland und die Möglichkeiten der Selbständigerwerb. Damit

war in pragmatischer Weise bereits entschieden, dass kein Mathematiker aus ihm würde – zu gross das Grauen vor dem Beruf des Lehrers oder die Angst vor der Langeweile bei jenem eines Versicherungsmathematikers.

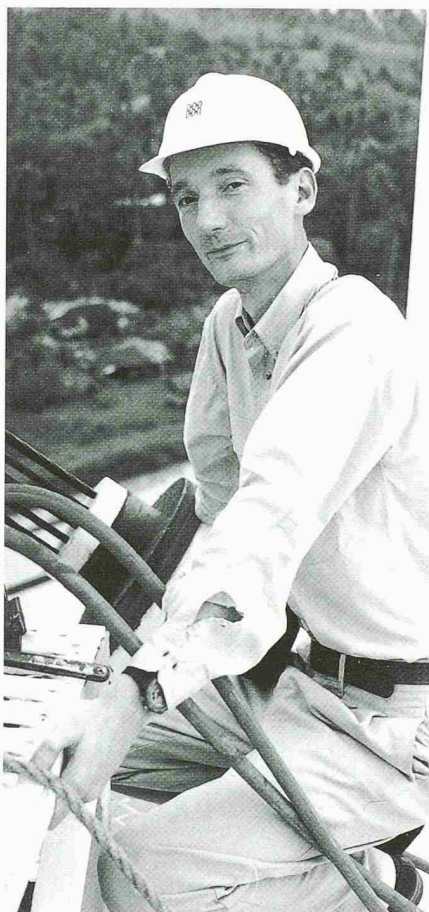
Pascal Klein liebte denn auch die Umstände des Grundstudiums, die es ihm erlaubten, ohne je zu einer Aussage aufgefordert zu werden zuhinterst im Hörsaal den Ausführungen der Dozierenden zu folgen. Allerdings empfand er die ersten zwei Jahre als ein «Hinterherrennen», womit er ausdrücken will, dass das Grundstudium einen so rasanten Takt vorgibt, dass man gar nicht dazu kommt, sich zu überlegen, ob oder was einen denn daran interessiert. Nach dieser bis zum zweiten Vordiplom dauernden Hektik gönnte er sich daher ein Zwischenjahr, um verschiedene Berufsblicke zu gewinnen. In Lausanne wurde er während des ersten Praktikums in einem Ingenieurbüro zwar als Zeichner missbraucht, eignete sich dafür aber Kenntnisse der Inhalte von Schalungs- und Armierungsplan an. Erschreckt von der tatsächlichen Langeweile einer solchen Beschäftigung wechselte er zu einem Zwischenjob bei der Post, bevor er als Vermesser und Bohrgehilfe bei Seegrunduntersuchungen in Finnland doch noch einen warmen und hellen Sommer verbringen konnte.



Das anfängliche Hinterherrennen wich mit dem zweiten Studienteil einer vermehrt selbst bestimmten Tätigkeit, auch wenn er im Rückblick das Studium an der ETH als «hart an der Grenze» und als diejenige Bitternis empfindet, die zu durchlaufen war, um zu den dahinter liegenden, interessanten und begeisternden Möglichkeiten zu gelangen. Als Vertiefungsrichtungen wählte er Konstruktion sowie Mechanik und Materialwissenschaften; sein Berufsziel war nämlich bereits bestimmt: Er wollte zur Vorspanntechnik, genauer gesagt nach Frankreich zur VSL, und er wollte in einem internationalen Umfeld tätig sein.

Nach dem Diplom im Januar 1991 wurde er noch in der damals üblichen Art mit brieflichen Stellenangeboten eingedeckt, die ihm aber alle nicht zusagten, da eben keines der Angebote Vorspannung oder Ausland im Betreff führte. Nach einigen Wochen der Untätigkeit kam er dann doch ein bisschen zermürbt von seinem Traumziel ab und akzeptierte das Angebot eines Zürcher Ingenieurbüros für die projektierende Bearbeitung und bauliche Begleitung der Landquartbrücke Au, einer 130 m langen Bogenbrücke. Die Mitarbeit an diesem Projekt kam zwar einem Wurf ins kalte Wasser gleich, er kann aber bis heute von der dabei genossenen, sorgfältigen Einführung in alle Aspekte des

### Verschiedene Arbeitssituationen (links)



Hoch oben bei den Spannkabeln und den Hydraulikschläuchen (rechts)

Brückenbaus profitieren. Überhaupt ist er des Lobes voll über die Ingenieure, mit denen er bisher zu tun hatte. Sie seien stets hilfsbereit und frei von intriganten Ellbögeleien. Sie seien unprätentiös und verwendeten viel Zeit auf die Einarbeitung der neuen Mitarbeiter, ja, sie hätten eine Art Vaterbewusstsein und förderten den Nachwuchs intensiv und mit warmem Interesse.

Mit dem Abschluss des Brückenbauwerks und einer gleichzeitigen Auftragsflaute im Büro sah er die Zeit für einen Wechsel gekommen. Er bewarb sich auf ein Stellenangebot der Firma BBR Ltd, die – also doch noch – im Vorspannbereich tätig ist. Sie beschränkt sich aber nicht nur auf Vorspannkonzepte und das zugehörige Engineering, sondern ist mittlerweile auch Lizenznehmerin der Empa für deren Entwicklung der Paralleldrahtbündel aus CFK-Drähten. Das grösste bisher realisierte Objekt ist die in dieser Zeitschrift in der Ausgabe 44/96 dokumentierte Storchenbrücke in Winterthur, bei deren Erstellung Pascal Klein bereits mitwirkte.

Bis die Kabel aber verkauft sind, muss erst einmal Offertarbeit betrieben sein; die Arbeit mag nicht gerade das Interessanteste sein, sie vermittelt aber, will man der Firma grössere Verluste ersparen, wiederum viel Wissen. Und dann kam endlich doch noch «das Ausland» in Form einer

160 m langen Schrägseilbrücke in Kuala Lumpur, für die er die Projektleitung übernehmen durfte. Damit begann die Phase, in der er sich auch heute befindet. Die technische Bauleitung erfordert immer wiederkehrende Besuche vor Ort, um Plan-Details zu erklären oder das Zeichnen weiterer Details überhaupt erst in Gang zu bringen und ins Stocken geratene Prozesse wieder zu verflüssigen. Die Projektpartner in Malaysia stellen ihn als «my engineer» vor und sind stolz darauf, dass sie einen Ingenieur eingestellt haben, der ihnen die Probleme löst. Das sei doch eine ganz andere Haltung als bei uns, wo die Leute in der Regel stolz darauf seien, selber ein Problem gelöst zu haben. Selbst bei Problemen, die uns als Lappalien erschienen, forderten sie ihren «engineer» per Flugzeug an. Die Gründe dafür ortet er in kulturellen und ausbildungsbedingten Unterschieden, die ihn gleichzeitig zu etwas Besonderem und zu einem Fremden machten.

Seit dieser ersten Brücke reist Pascal Klein ständig nach Malaysia, weil dort immer wieder Projekte abzuwickeln sind. «Malaysia ist mein Land», sagt er und freut sich, dass er sein Interesse nicht auf fünfzig gleichartige Flughäfen verschwenden muss, sondern das Privileg hat, sich einem einzigen Land vertieft widmen zu können. Wer ihm zuhört, merkt, dass er eine Be-

ziehung zu den Partnern in Malaysia aufgebaut hat, sowohl zu ihrer ungebrochenen Unternehmungslust als auch zu ihrer Unbesorgtheit und Fröhlichkeit.

Die Frage nach seinen Absichten für die Zukunft beantwortet er daher auch nicht mit Wünschen nach Veränderung. Er befinde sich in einem Umfeld, das ihm sehr zusage. Einerseits könne er genau das machen, was er immer wollte, und andererseits biete ihm die Tätigkeit im internationalen Umfeld und der Kontakt mit den Malaysianern jene Würze, die das Ganze erst richtig belebe. Diesen Teil seiner Arbeit betrachtet er als das Interessanteste schlechthin, das habe zwar nichts mit Technik zu tun, aber solche Begleiterscheinungen seien ja ohnehin jedem Beruf eigen. Das einzig Nachteilige an seiner Stelle sei, dass er manchmal in seinem Büro in der Schweiz ein bisschen unter der – bei so vielen gleichzeitig laufenden Projekten – wohl unvermeidbaren latenten Desorganisation und dem «Gschtürm» zu leiden habe.

Nochmals lebhaft wird Pascal Klein, wenn es um das Image des Ingenieurs geht, wenn ihm die Frage vorgelegt wird, ob Ingenieure auch Emotionen in ihrem Berufsalltag erleben oder ob sie diese ausklammerten. Man brauche auf jeder Baustelle ja bloss die Augen offenzuhalten, dann sehe man genug der interessantesten zwischenmenschlichen Erscheinungsformen. Die Baustelle bezeichnet er daher auch als «Mekka von Originalen». Überhaupt spielten auch im technischen Umfeld sogar starke Emotionen eine grosse Rolle, da gebe es keine Unterschiede zu anderen Stellen. Sobald dann noch ein interkultureller Bereich dazukäme, werde es dermassen vielfältig und auf einer intuitiven Ebene fordernd, dass er sich wahrhaftig nicht über einen Mangel an Gefühlen beklagen könne. Auch findet er es falsch, dass er während des Studiums an der ETH zum Besuch von geisteswissenschaftlichen Vorlesungen gezwungen worden war. Er findet die dortigen Angebote hervorragend, der Besuchszwang aber missfällt ihm. Die ETH sei doch einfach eine technische Schule. Darauf, also auf die Vermittlung der vertieften Fachausbildung, habe sie sich zu beschränken, dies dafür aber unangefochten gut zu machen. Der Rest – Entwicklung der Persönlichkeit und weitere «weiche» Faktoren – müsse doch von einem selber kommen, dafür sei die Hochschule weder zuständig noch verantwortlich. Wer nur streng trenne zwischen Technik und Emotionen oder zwischen Beruf und Ferien, der verpasse einfach, die Bestandteile seines Lebens zu einem Gesamtkunstwerk zu fügen.

*Martin Grether*